

„Heimat ist, wo man das Gefühl hat, dazuzugehören“

Ali Ataie ist mit 15 aus Afghanistan geflüchtet, **Nezar Omarary** kennt den Irak, das Land seiner Eltern, nur von den Ferien. **Belinda Walli** sprach mit den zwei Schülern über Heimat, Flucht und Integration.

STANDARD: Was verbindet ihr mit dem Begriff „Heimat“?

Nezar Omarary: Ich denke da zuerst an Familie, Freunde und Liebe. Wenn ich Heimat mit einem Ort verbinden müsste, würde mir das schwerfallen. Auch wenn ich die österreichische Staatsbürgerschaft besitze, hier geboren bin und von den Sprachen am besten Deutsch beherrsche, denke ich trotzdem eher an den Irak.

Ali Ataie: Für mich definiert sich Heimat darüber, wo man das Gefühl hat, dazuzugehören und einen Platz zu haben. Ich wohne erst seit vier, fünf Jahren in Österreich. Am Anfang dachte ich bei Heimat nur an Afghanistan, aber mit der Zeit gleicht es sich aus. Wenn mich im Ausland jemand fragt, woher ich komme, sage ich meist Österreich.

STANDARD: Kannst du die Hintergründe deiner Flucht schildern?

Ali: Geboren bin ich im Iran, weil meine Eltern damals aus Afghanistan flüchten mussten. Als ich zehn war, sind wir wieder zurück nach Afghanistan, wo ich im Landesinnern in einem Dorf gelebt habe. Dort ging es uns wirklich super. Aber eines Tages meinte mein Vater, dass es wieder Probleme gebe und wir unsere Koffer packen müssten. Damals war ich noch klein, und man hat mir nicht alles genau erzählt. Wir flüchteten über Pakistan in den Iran und von dort aus weiter nach Österreich.

STANDARD: Wie erging es dir mit dem Deutschlernen?

Ali: Die ersten vier Monate war ich in Traiskirchen im Flüchtlingslager, wo es nur einmal in der Woche einen Deutschkurs gegeben hat. Viel mehr als ein paar einfache Wörter habe ich dort nicht gelernt. In Wien habe ich mich dann sowohl für einen Deutschkurs als auch für die Schule angemeldet, hatte vormittags Unterricht und



Ali Ataie (links) und Nezar Omarary sind zwei von rund 1,5 Millionen Österreichern mit Migrationshintergrund. Beide fühlen sich wohl in Wien, können sich aber dennoch vorstellen, später in das Land ihrer Eltern zu ziehen.

Foto: Robert Newald

am Nachmittag Sprachkurs. Da habe ich sehr intensiv gelernt.

STANDARD: Nezar, du kennst das Land deiner Eltern nur von den Ferien.

Nezar: Ja, jeden Sommer bin ich bis zu einem Monat im Irak. Wenn ich dort von meinem Alltag erzähle, fragen meine Freunde, wie hier die Schule so ist und was ich in meiner Freizeit mache. Meist erzähle ich von der Lebensqualität in Österreich, dass es eines der reichsten Länder ist, das Wasser sehr sauber und eigentlich alles vorhanden ist.

STANDARD: Wie sehr unterscheidet sich euer Lebensalltag vom Land eurer Familie?

Ali: Für mich hat sich vieles geändert, aber natürlich nicht alles. Der Alltag in Österreich ist fast etwas stressiger. Das mag komisch klingen, schließlich hatte ich es in Afghanistan viel schwerer, aber hier checkt man irgendwie

nicht, wie schnell der Tag vergeht: Man geht zur Schule, kommt nach Hause, geht dann schnell in die Bibliothek – und zack ist der Tag auch schon wieder vorbei. Die Erwartungen ans Leben sind auch viel höher. Ein großer Unterschied ist auch, wie man seine Lebenspartnerin findet.

Nezar: Das ist auch im Irak total anders. Dort muss man bis zur Heirat Jungfrau bleiben. Fast immer suchen die Eltern den Partner für den Sohn oder die Tochter aus. Die werden sich erst bei einem Familienessen vorgestellt.

Ali: Das kann sich hier niemand vorstellen, in Afghanistan ist das normal.

„Man integriert sich dort, wo man sich wohlfühlt. Das passiert ganz automatisch.“

Ali Ataie

STANDARD: Wie nehmt ihr die politischen Probleme im Land eurer Familien wahr?

Nezar: Seit dem Irakkrieg 2003 geht es nur mehr durcheinander, und es herrscht viel Korruption. Auch die Bombenanschläge gehören dort leider zum Alltag. Im kurdischen Teil im Norden, wo

meine Eltern aufgewachsen sind, ist das anders: Die Infrastruktur bessert sich, vieles wird neu errichtet.

Ali: In Afghanistan könnte man auch über positive Aspekte berichten, etwa die Fortschritte, die gemacht werden, oder die traditionellen Feste, den guten Umgang unter den Leuten und den familiären Zusammenhalt. Aber die Medien nehmen halt das, was am meisten Aufmerksamkeit erregt.

STANDARD: Ali, viele der Refugee-Demonstranten kommen wie du aus Afghanistan. Wie hast du die Proteste mitbekommen?

Ali: Ich fand das grundsätzlich gut, weil viele Asylwerber in gottverlassene Gasthäuser geschickt werden, wo sie nicht unter die Leute kommen. Die haben dort weder einen Deutschkurs noch eine Arbeitserlaubnis. Das Einzige, was sie dort von der Früh bis abends machen, ist schlafen, essen und fernsehen. Ein Bekannter meines

„Auch wenn ich in Österreich geboren wurde, denke ich bei Heimat eher an den Irak.“

Nezar Omarary

“

Vaters führte acht Jahre lang so ein Leben, bis er endlich einen Bescheid über seine Zukunft bekam. Der wohnte irgendwo in der Steiermark, wo er 40 Minuten zu Fuß gehen musste, um sich eine Packung Zigaretten zu holen. Ich kenne viele, die so ein Leben führen.

STANDARD: Was würdet ihr euch beim Thema Integration von der Politik wünschen?

Ali: Manches finde ich in Österreich ein bisschen streng. Wenn man die ganze Zeit immer nur auf einen wunden Punkt hinweist, dann klappt das nicht. Als ich in Deutschland war, haben mir Bekannte gesagt, dass sie alle in gutem Kontakt mit der Bevölkerung stünden und die Migranten deshalb besser integriert seien. Wenn man sich wohlfühlt, passiert das automatisch, ohne darüber nachzudenken. Wenn man von allen Seiten getriezt wird, sucht man sich eher seine eigene Gruppe.

Nezar: Ich fühle mich hier überhaupt nicht ausgeschlossen. Eigentlich wurde ich noch nie als Ausländer bezeichnet, auch wenn ich etwas schwärzeres Haar habe als die meisten. (lacht)

STANDARD: Könnt ihr euch vorstellen, später im Irak oder in Afghanistan zu leben?

Ali: Darüber denke ich oft nach. Wenn ich nach Afghanistan zurückkehre, wird mir Wien fehlen und umgekehrt ebenso. Später möchte ich einmal Arzt werden. Wenn das klappt, würde ich versuchen, den Leuten in Afghanistan zu helfen.

Nezar: Ich sehe mich die nächsten vierzig Jahre in Österreich, aber sobald ich in Pension gehe, möchte ich in den Irak ziehen. Meine Eltern scherzen schon, dass sie nur darauf warten, bis wir unsere Studien fertig haben, damit sie dann im Irak leben können. Später habe ich also keinen mehr hier, wenn ich älter und schwach werde. (lacht)

ALI ATAIE (19) lebt seit 2009 in Österreich und besucht das BRG Brigittenuau. Seine Familie gehört den Hazaren an, der drittgrößten Volksgruppe in Afghanistan. Ataie ist Stipendiat des Start-Förderungsprogramms.

NEZAR OMARARY (19) maturiert heuer am Borg 3 Landstraße. Seine Eltern flüchteten vor seiner Geburt aus dem kurdischen Teil des Irak.

Wenn Jugendliche ihr Zuhause verlassen müssen

Viel Herzlichkeit und Schmach: Zu Besuch im Betreuungsheim für minderjährige Flüchtlinge in Mödling

Max Schwaiger (15)

Mödling – Auf den ersten Blick wirkt es nicht wie ein einladendes Zuhause: eine knarrende Holztreppe in einem Innenhof mitten im Industrieviertel von Mödling. Doch sobald sich die Tür des zweistöckigen Gebäudes öffnet, strahlt einem eine Aura von Freundlichkeit und Offenheit entgegen.

Ich habe mich hier mit Michael Katzler verabredet, einem Mitarbeiter der Diakonie-Flüchtlingsbetreuung in Mödling. Er zeigt mir das Heim für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge, also Jugendliche, die alleine ohne ihre Eltern geflüchtet sind. Rund 30 leben hier in der Betreuungsstelle, die meisten von ihnen sind zwischen 16 und 18 Jahre alt. Alle waren vorher im Flüchtlingslager in Traiskirchen.

Neben den Wohn- und Gemeinschaftsräumen hat das Heim auch eine Küche, in der die Jugendlichen jeden Abend selbst kochen. „Wenn die Pakistani kochen, gibt es meistens was mit Linsen, wäh-

rend die Somali auch zu den Spaghetti Bananen essen“, sagt Michael Katzler grinsend.

Nach dem Rundgang setze ich mich mit ihm und einigen Jugendlichen an einen Tisch im Gemeinschaftsraum. Sie sind 16 Jahre alt und kommen aus Afghanistan, erzählen sie mir.

Ohnehin stammen überdurchschnittlich viele minderjährige Flüchtlinge aus dem Land am Hindukusch: Im Jahr 2013 flüchteten von Jänner bis November 357 Jugendliche ohne ihre Eltern aus Afghanistan nach Österreich, was insgesamt rund 40 Prozent ausmacht. Ihre Flucht nach Europa wird meist von Schleppern organisiert und führt sie über den Iran und die Türkei nach Griechenland.

Ich frage die Jugendlichen, wie ihre Eingewöhnung in Österreich verlief. „Besonders schwer war das Alphabet für mich“, meint einer von ihnen: „Daheim habe ich nur in Arabisch geschrieben.“ Ein anderer Jugendlicher erzählt mir: „Wir sind nicht wegen der Ar-

mut gegangen, das hätten wir ausgehalten. Wir wollen einfach keinen Krieg mehr sehen!“

Ein Bangladescher, der sich gerade zu uns gesetzt hat, fügt an: „Es ist eine Ironie des Schicksals: Zu Hause wurde ich als Hindu von Muslimen verfolgt, jetzt lebe ich hier mit ihnen als meine Freunde.“

Mit Skinheads im Stadion

Ich möchte wissen, inwieweit den Jugendlichen Hilfe im Asylverfahren zukommt. Michael Katzler erzählt mir, dass die meisten zuerst einen negativen Bescheid erhalten, dann mithilfe einer Juristin Beschwerde einlegen und am Ende dann meist doch bleiben dürfen.

Die Jugendlichen gehen ganz normal in Schulen, was ihnen, wie sie sagen, sehr dabei hilft, sich in Österreich zu integrieren. Gebrochenes Deutsch oder Englisch hört man hier kaum, die meisten beherrschen die Sprachen schon nach kurzer Zeit beeindruckend gut. Sie bekommen auch Nachhil-

fe angeboten, ebenso haben sie hier die Möglichkeit, ein Handwerk zu erlernen. Auch der Sport kann sehr wichtig für die Integration sein. Deshalb organisiert Michael Katzler für die Jugendlichen im Frühling ein Fußballturnier in Perchtoldsdorf.

Als ich den Jugendbetreuer frage, wieso er hier arbeitet, müssen die Jugendlichen laut lachen. Er wollte einfach wieder etwas „Sinnvolles“ machen, nachdem er jahrelang als Kameramann gearbeitet hat, sagt Katzler.

Die Jugendlichen erzählen mir, dass sie mit Rassistien eigentlich keine Probleme hätten. Betreuer Katzler erinnert sich gar an eine ziemlich skurrile Anekdote: Einmal saßen sie in einem Fußballstadion neben einer Gruppe von Skinheads, die bei der „Welle“ nur den rechten Arm hoben, und den dann auch oben ließen: „Wir dürften aber so viel Fröhlichkeit ausgestrahlt haben, dass die Skinheads verdutzt gedacht haben müssen: Sind wir wirklich gegen die?“